

Berner Zeitschrift für Geschichte

88. Jahrgang



«Maitresse de [son] Sort»?

Weibliches Selbstverständnis und weibliche
Handlungsspielräume in den Briefen
Henriette Elisabeth Effingers

Judith Neuenschwander

Berner Zeitschrift für Geschichte (BEZG)

Die Berner Zeitschrift für Geschichte bietet ihren Leserinnen und Lesern gut aufbereitete und vielfältig illustrierte historische Beiträge. Die Berner Zeitschrift für Geschichte ist zugleich das Organ des Historischen Vereins und informiert über dessen Aktivitäten. Die Redaktion ist für die Themen- und Manuskriptausswahl zuständig. Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind die Autorinnen und Autoren verantwortlich.



HVBE
Historischer Verein
des Kantons Bern

SWISSLOS
Kultur Kanton Bern



Burgergemeinde
Bern



Stadt Bern

Impressum

Herausgebende Institutionen

Bernisches Historisches Museum, Burgerbibliothek Bern, Historischer Verein des Kantons Bern, Staatsarchiv des Kantons Bern, Stadtarchiv Bern, Universitätsbibliothek Bern

Redaktion

Andrea Schüpbach (a.schuepbach@sintesma.ch)

Berner Zeitschrift für Geschichte, Sennweg 19, 3012 Bern, Tel. 077 408 84 49,
www.bezg.ch

Rechnungsführung, Adressänderungen und Bestellung von Einzelheften

Universitätsbibliothek Bern, Sekretariat, Hochschulstrasse 6, 3012 Bern, Tel. 031 684 92 00,
bezg.ub@unibe.ch

Preise

Jahresabonnement (4 Nummern) Fr. 60.– / Einzelheft Fr. 20.– / Sondernummer Fr. 30.–

Für die Mitglieder des Historischen Vereins ist der Abonnementspreis im Jahresbeitrag von Fr. 80.– inbegriffen. Anmeldung als Mitglied: www.hvbe.ch

Nachdruck

Der Nachdruck von Aufsätzen oder von grösseren Partien daraus ist nur mit Bewilligung der Redaktion gestattet.

Korrekturat

Margrit Zwicky (mazw.oakdale@bluewin.ch)

Druck, Beilagen und Inserateverwaltung

rubmedia AG, Gartenstadtstrasse 17, 3098 Köniz, Tel. 031 380 14 80

Buchbinderische Arbeiten

Krähenbühl Buchbinderei GmbH, Ortschaftswaben

Gestaltung

Pol Konzeption und Gestaltung, Bern

88. Jahrgang, Heft Nr. 2, 2026

ISSN-Nummer 0005-9420

Inhalt

3 «Maitresse de [son] Sort»?

Weibliches Selbstverständnis und weibliche Handlungsspielräume
in den Briefen Henriette Elisabeth Effingers

Judith Neuenschwander

32 Fundstück

Maria Magdalena auf dem Stubenrodel

Florian Mittenhuber, Charlotte Gutscher-Schmid

36 Nachruf

Jürg Segesser (1934–2025)

Emil Erne, Christian Lüthi

38 Rezensionen

Adressseite des Briefs vom 23.10.1785, den Henriette Effinger an ihre Mutter Henriette Rosina Effinger von Wattenwyl, die ehemalige Frau Schultheiss von Büren, schickte. Ihre Mutter befand sich zu diesem Zeitpunkt auf Schloss Erlach bei ihrer Schwester Alexandrine von Wattenwyl (1747–1817), deren Ehemann Abraham Friedrich von Wattenwyl (1738–1800) dort von 1781 bis 1788 als Landvogt amtierte. – *Bürgerbibliothek Bern*, FA Effinger 14: Korrespondenz H. Effinger 1782–1788, Brief Nr. 19, *Henriette Elisabeth Effinger an Henriette Rosina Effinger von Wattenwyl*, 23.10.1785.

Autorinnen und Autor

Judith Neuenschwander, MA
Friedheimweg 53
3007 Bern
judith.neuenschwander@proton.me

Dr. Charlotte Gutscher-Schmid
Scheuermattweg 6
3007 Bern
charlotte.gutscher@gmail.com

Dr. Florian Mittenhuber
Burgerbibliothek Bern
Archive und Spezialsammlungen
Münstergasse 63
Postfach
3000 Bern 8
florian.mittenhuber@burgerbib.ch

Rezensionen

Bernegger-Zeller, Cornelia: Paul Senn Bern.

Bern: Fotobüro Bern, 2025. 90 S.

Paul Senn (1901–1953) gilt neben Gotthard Schuh und Hans Staub als einer der drei grossen Schweizer Fotoreporter der Jahre 1930 bis 1950. Ursprünglich hatte er eine Ausbildung als Grafiker (Reklamezeichner) gemacht. Schon in jungen Jahren arbeitete er viel im Ausland, und auch später waren ihm Auslandsreisen ein grosses Anliegen. 1928 eröffnete er in Bern ein Grafik- und Werbeatelier, 1930 begann er als Fotoreporter zu arbeiten. Er fotografierte unter anderem für die *Zürcher Illustrierte* und nach deren Einstellung für die *Schweizer Illustrierte* sowie für die Zeitschrift *Du*. Mit nur 52 Jahren starb er an Krebs. Sein Nachlass umfasst mehr als 100 000 Einheiten, die als Depositum der Gottfried-Keller-Stiftung im Kunstmuseum Bern aufbewahrt werden. Ein Teil seiner Werke ist über die Datenbanken Memoriav (memoriav.ch) und foto-ch.ch oder über die Website paulsenn.ch zugänglich.

2023 wurden seine Fotografien gemeinfrei. Aus diesem Anlass hat das Fotobüro Bern eine Auswahl seiner Bilder als Buch herausgegeben. Autorin ist Senns Grossnichte Cornelia Bernegger-Zeller, die für das Fotobüro Bern einen Teilbestand von Senns Werk aufarbeitet. Herausgekommen ist ein reiner Bildband, der nur einen sehr kurzen einführenden Text und zu jedem Bild eine knappe Legende enthält. Die Auswahl besteht aus 96 Ansichten von Bern. Das Spezielle an den Bildern ist, dass sie noch nie publiziert wurden. Im Zentrum des Interesses stehen allerdings nicht Gebäude, sondern die Menschen, die sich dazwischen und darin bewegen. Der Band wirkt deshalb sehr abwechslungsreich, bewegt, man könnte auch sagen unruhig. Leider lässt der Begleitkommentar offen, ob das für Paul Senns Werk typisch ist oder ob die Auswahl ganz bewusst so getroffen wurde. Die Beispiele umfassen den ganzen Zeitraum von Senns Schaffen; allerdings lassen sich viele Bilder nicht genau datieren. Dank ihrer offensichtlich guten Kenntnisse der Stadt kann die Autorin aber viele Aufnahmen anhand von Details zeitlich eingrenzen. Die ausgewählten Fotografien sind spannend zusammengestellt; aus bewussten Gruppierungen und Gegenüberstellungen ergeben sich lehrreiche, manchmal auch witzige Kombinationen. Die meisten Bilder stehen für sich allein. Dass Senn auch ein guter Geschichtenerzähler war, zeigt eine Reportage in acht Bildern vom Erlegen eines Bären im Bärengraben bis zur Montage durch den Präparator.

Die Qualität der Fotografien Senns ist daran ersichtlich, dass er es schaffte, sachliche Information mit besonderen Lichtverhältnissen oder anderen Stimmungen zu kombinieren. Das lässt darauf schliessen, dass Senn die Stadt ausserordentlich gut kannte; er wusste sehr genau, um welche Zeit er wo stehen musste. Auch die Perspektiven sind immer wieder speziell; offenbar hatte Senn Zugang zu vielen Häusern, von deren

Obergeschossen oder Dächern aus er fotografieren konnte. So entstand eine Sicht auf die Stadt, wie sie nur wenigen vorbehalten ist.

Der Band ist nicht im Buchhandel erhältlich, jedoch in der Universitätsbibliothek und der Bürgerbibliothek Bern greifbar.

Philipp Stämpfli, Bern

Betschart, Pius: Über Peru an die Berner Marktgasse. Die Kaufmannsfamilie Kaiser-Luder und das Kaiserhaus.

Zürich: Hier und Jetzt, 2026. 220 S. ISBN 978-3-03919-647-0.

Am 10. April 2026 wurde das Kaiserhaus in der Berner Marktgasse nach langem Umbau neu eröffnet. Der denkmalgeschützte Bau beherbergt Gastronomie, Detailhandel, Wohnungen und das neue Moneyverse-Besuchszentrum der Nationalbank. Das Haus, seit 1971 im Besitz der Nationalbank, gehört zu den charakteristischen Gebäuden der Berner Altstadt. Erbaut wurde es durch Eduard Joos (1869–1917), der auch das Nationalbankgebäude und das Hauptgebäude der Universität entwarf.

Über das Haus und die Familie Kaiser wurde schon einiges publiziert: Die Erinnerungen von Susanna Kaiser-Luder an ihr Leben in Peru (BEZG 86,3 [2024], 3–63), ein Fotoband von Ruedi Kaiser mit einer Familienchronik 1972, ein Dokumentarfilm 1982/83, eine illustrierte Chronik zu den Gebäuden der Nationalbank in Bern 2012. Es fehlte aber bisher eine Gesamtdarstellung der Familiengeschichte. Diese wird nun vom Historiker Pius Betschart zur Wiedereröffnung des Kaiserhauses vorgelegt. Der Autor präsentiert gleichzeitig eine spannende migrationsgeschichtliche Fallstudie, in der er dem Aufstieg einer aus einfachen Verhältnissen stammenden Berner Familie nachgeht, der sich anfänglich im kolonialen Kontext abspielte. Dafür ist Betschart prädestiniert, war er doch viele Jahre im Asylbereich des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD) tätig.

Obwohl die Familienarchive verloren sind, ist das Resultat eindrucklich. Mit viel Spürsinn hat Betschart aus vielen Primär- und Sekundärquellen, aus Archiven und Zeitungen Puzzlestücke zusammengetragen und zu einem Gesamtbild gefügt. Dazu kommen 80 Abbildungen, nicht minder eindrucklich.

Wilhelm Kaiser wurde 1842 als Sohn eines Bauern und Tierarztes in Leuzigen geboren. Nach einer kaufmännischen Lehre arbeitete er für ein Schweizer Handelshaus in Lima. Peru exportierte Gold, Silber, Wolle und Guano-Mist, was dem Land zu wirtschaftlicher Blüte verhalf. 1866 heiratete Kaiser Susanna Luder aus Büren zum Hof. Das Paar liess sich in Arequipa nieder, wo Kaiser mit dem Zürcher Kaufmann Salomon Sprüngli ein Engros- und Detailhandelsgeschäft gegründet hatte, das der peruanischen

Oberschicht europäische Luxusgüter verkaufte. Das Geschäft lieferte die nötigen Finanzen für den Aufstieg in der Heimat, wohin die Kaisers 1876 zurückkehrten, zuerst nach Solothurn und 1881 nach Bern, das – dokumentiert etwa durch die Kirchenfeldbrücke von 1881 – einen rasanten wirtschaftlichen Aufschwung erfuhr. Kaiser kaufte einen Schulbuchverlag und verdiente gut am Druck der kantonalen «Zeugnis-Büchlein» und an Lehrmitteln. Später entstand eine veritable Unternehmensgruppe. Der älteste Sohn Wilhelm junior gründete 1901 die Schokoladefabrik Villars. Der Schwiegersohn Albert Benteli eröffnete 1899 eine Druckerei in Bümpliz, die 1902 um einen Verlag erweitert wurde.

Auch das eigene Geschäftsgebiet wurde ausgedehnt, die Papeteriewaren wurden durch «Lederwaren und feine Quincaillerie» ergänzt. Eine Sportabteilung (später Vaucher Sport) und eine Radioabteilung (später Kilchenmann) kamen dazu. Legendär ist der *Pestalozzikalender*, der von Bruno Kaiser ab 1908 herausgegeben wurde.

Den Höhepunkt des wirtschaftlichen und sozialen Aufstiegs der Familie stellte der Bau des Kaiserhauses ab 1902 dar. Die Familie war jetzt in Bern verbürgert, und der Firmengründer Wilhelm Kaiser hatte ein wirtschaftliches Netzwerk aufgebaut, das seinesgleichen suchte. Er sass in zahlreichen Verwaltungsräten von Banken, Bergbahnen, Uhrenfirmen, Druckereiunternehmen, Schokoladefabriken und gründete selbst Firmen, zum Beispiel eine Tonwarenfabrik in Wiedlisbach. Beteiligt war er auch an der Torfabbaufirma in Rothenthurm. Der Niedergang der Familie setzte allerdings schon bald nach dem Tod des Firmengründers ein und erinnert an das Schicksal der Buddenbrooks.

Ein Wort noch zu den Fotografien: Sehr viele haben Seltenheitswert. Warum wurde da an der Seitenzahl gespart? Die Aufnahmen hätten eine ganzseitige Reproduktion verdient.

Christoph Zürcher, Bern

Bichsel, Therese: Das Jahr ohne Sonne.

Basel: Zytglogge, 2025. 258 S. ISBN 978-3-7296-5204-0.

Die Katastrophe beginnt im Frühling 1815. Es sind nicht die Schlachten, in denen Napoleon endgültig besiegt wird, und auch nicht die Wehen der europäischen Neuordnung im Rahmen des Wiener Kongresses. Keine schönen Zeiten in Westeuropa, wahrlich. Aber die Hoffnung auf einen stabilen Frieden gibt ein wenig Zuversicht. Nein, die Katastrophe beginnt 12 000 Kilometer von der Schweiz entfernt, auf einer indonesischen Insel im Pazifik. Dort explodiert in gigantischen Eruptionen der Vulkan Tambora und tötet in kurzer Zeit mehrere Zehntausend Menschen in der Region. Davon ahnt hierzulande jedoch niemand auch nur das Geringste. Die Schweiz ist gerade im Begriff, ein neutraler Staatenbund zu werden, und nimmt Genf, das Wallis

und Neuenburg als souveräne Kantone auf. Die verhängnisvolle Wolke aus Asche und Staub des Tambora breitet sich derweil todbringend über die ganze Welt aus.

Gerade als in den Gebieten, die durch die napoleonischen Kriege wirtschaftlich arg in Mitleidenschaft gezogen worden sind, endlich auf ein von menschlicher Zerstörungswut unbehelligtes kommendes Erntejahr gehofft werden kann, treffen die vulkanisch indizierten Wetterkapriolen diese Regionen mit voller Wucht. Das Jahr 1816 beginnt in der Schweiz mit einem schneereichen Winter. Der anschliessende Frühling ist deutlich zu kalt, im Sommer bleiben die Temperaturen massiv unter den durchschnittlichen Werten. Regen, Schnee, wenig Sonne und Überschwemmungen lösen in einigen Regionen veritable Hungersnöte aus. Im Folgejahr 1817 bessert sich die Lage kaum. Enorme Schneemassen in den Bergen und intensive Regenperioden führen insbesondere durch grosse Überschwemmungen zu erneuten Ernteausfällen.

In dieses Setting hinein stellt Therese Bichsel in ihrem neuesten Roman drei höchst unterschiedliche Frauen, die alle drei wirklich gelebt und Spuren in unterschiedlichsten Quellen hinterlassen haben. Da ist zuerst die eigentliche Hauptperson, die 13-jährige Anna Kathrin Diem aus Schwellbrunn (AI). Ihr folgen wir vom Sommer 1816 bis in den Juni 1817. Ihr Vater ist Anfang Jahr unverhofft verstorben. Sie lebt mit ihrer Mutter und fünf älteren Brüdern vom Weben und von ihrem kleinen Bauernhof. Da sich der globale Textilhandel nach den napoleonischen Kriegen und mit der aufkommenden Mechanisierung massiv verändert, fällt für sie eine wichtige Einkommensquelle fast gänzlich weg. Die landwirtschaftlichen Erträge ihres kleinen Bauerngutes erreichen in den betreffenden Jahren nicht annähernd das zum Überleben notwendige Minimum. So ist das Mädchen unmittelbar in den Existenzkampf der Familie involviert. Eindrücklich gelingt es der Autorin, die Ereignisse aus der Sicht des Mädchens mit all seinen Gefühlen, Ängsten, Sorgen, aber auch dem Überlebenswillen, der Beharrlichkeit und den Hoffnungen zu schildern.

Die zweite Figur, die 19-jährige englische Schriftstellerin Mary Shelley, weilt von Mai bis August 1816 in Genf. Nach nur 50 Seiten ist ihre Geschichte bereits fertig erzählt, das Monster von Dr. Frankenstein und eine prominente Heldinnenlegende geboren. Mary Shelley ist – wohl quellenbedingt – die einzige der drei Frauen, deren Geschichte in der Ich-Form erzählt wird.

Von der Wohltätigkeit der 33-jährigen Pfarrfrau von Rüderswil im Emmental Elisabeth Kuhn, der dritten Person in diesem Roman, erfahren wir von Januar bis April 1817. «Frau Pfarrer» Kuhn und ihre Familie müssen zwar erhebliche Einschränkungen in Kauf nehmen. Trotzdem ermöglichen ihr der gesellschaftliche Status und die finanziell einigermaßen stabilen Verhältnisse des Pfarrhaushalts, das Leid der

wirklich existenziell bedrohten Dorfbewohner mit politischem Agieren und entschlossenem Handeln zu mildern.

Für diese drei so unterschiedlichen Frauen bedeutet die sonnenlose Zeit jeweils etwas gänzlich anderes. Anna Kathrin Diem kämpft um das eigene Überleben und das ihrer Familie. Mary Shelley ist so etwas wie der Gegenpol zu Anna Kathrin. Als Touristin, die in einer illustren, extravaganen Gesellschaft einen völlig verregneten, kalten Sommer an den Gestaden des Genfersees verbringt, erlebt sie diese Zeit zwar durchaus nicht so, wie sie es sich erhofft hat. Existenzielle Nöte kennt sie aber keine. Sie sorgt sich um gesellschaftliche Skandale in der englischen Oberschicht, der sie angehört, um Langeweile in den Ferien, um schöpferische Kreativität. Von der Not der Bevölkerung nimmt sie kaum Notiz.

Elisabeth Kuhn nimmt eine Position zwischen Anna Kathrin und Mary ein. Sie ist die teilnehmende Beobachterin, zwar betroffen, aber nicht bedrohlich tangiert. Sie fühlt mit den Armen mit, leidet seelisch am Elend ihrer Mitmenschen. Mit dem Bedürfnis, zu helfen, verlässt sie die Rolle als Beobachterin und wird Partei. Sie verkörpert die Solidarität, das humanitäre Element in diesen kruden Zeiten.

Zwischen diesen drei Hauptgeschichten sind sogenannte Chronisten-Einschübe platziert, die einerseits aus Zitaten aus den real existierenden Aufzeichnungen des gut betuchten Bauern Christian Hagmann aus Sevelen (SG) sowie des Pfarrers Gottlieb Jakob Kuhn, des Gatten der einen Protagonistin, bestehen und andererseits aus den fiktiven Gedanken dieser beiden Männer beim Schreiben der zitierten Zeilen.

In den dichten und authentisch anmutenden Geschichten um das Jahr ohne Sommer sind Realität und Fiktion elegant verwoben, die Figuren erhalten eine eindrückliche Plastizität. Dass Therese Bichsel allerdings die drei Frauengeschichten in je vier Episoden unterteilt und in einer mir unergründlichen Reihenfolge neu zusammengesetzt hat, trübt leider das Lesevergnügen ein wenig. Das Wechseln zwischen verschiedenen Zeitpunkten und Personen verwirrt mehr, als dass es den Lesenden Gewinn bringt.

Zum Glück sind am Schluss Kurzbiografien der drei porträtierten Frauen und der beiden Chronisten eingefügt, die helfen, die Geschichten konsistent zu verstehen. Ein übersichtlich gestaltetes Quellen- und Literaturverzeichnis belegt die gründlichen Recherchen der Autorin.

Dass der Ausbruch des Tambora das Jahr ohne Sommer verursachte, blieb übrigens den Menschen, die es erlebt hatten, zeitlebens unbekannt. Den Zusammenhang erkannte man erst Anfang des 20. Jahrhunderts.

Stefan Hächler, Bern

Dellsperger, Rudolf; Muralt, Malou von: Beat Ludwig von Muralt. Philosoph, Mystiker und Rebell. Biographische Studien und neue Quellen. Band 1: Dellsperger, Rudolf: Biographische Studien. Band 2: Dellsperger, Rudolf; Muralt, Malou von (Hrsg.): Neue Quellen.
Göttingen: Wallstein, 2025 (Schriften der Burgerbibliothek Bern). 306 und 327 S.
ISBN 978-3-8353-5844-7.

Nach jahrzehntelanger Beschäftigung mit Beat Ludwig von Muralt (1665–1749) kann Rudolf Dellsperger in Zusammenarbeit mit Malou von Muralt biografische Studien über den Berner Patrizier vorlegen. Die Vita von Muralts gibt mangels Quellen zahlreiche Rätsel auf, zum Beispiel über die Ausbildungszeit, den Englandaufenthalt und das Exil. Das Autorenteam hatte Zugang zum Herrschaftsarchiv im Schloss in Oberdiessbach, wo sich bis jetzt nicht ausgewertete amtliche Dokumente, Briefe und Abhandlungen befinden, die zudem neues Licht auf Beat Ludwigs Frau Margaritha, die Tochter des früh verstorbenen Niklaus von Wattenwyl (1653–1691), und ihren Bruder Albrecht von Wattenwyl (1681–1743) werfen. Dellsperger weist an mehreren Stellen auf nach wie vor bestehende Überlieferungslücken sowie Forschungsdesiderate hin, die er der wissenschaftlichen Nachwelt delegiert (z. B. Bd. 1, S. 149, eine textkritische Edition der *Lettres sur les Anglois et les François*).

Auf das Geleitwort des Schlossherrn Sigmund von Wattenwyl folgt die Einleitung Dellspergers, die etwas lang geraten ist (S. 11–36), da sie auch eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur (S. 17–27) umfasst. In sieben chronologisch angelegten Kapiteln wird danach in enger Verbindung mit dem Werk das Leben Beat Ludwig von Muralts erzählt: «I. Prolog: Der Junker»; «II. Im Konflikt mit Kirche und Staat»; «III. Im Exil»; «IV. Zur Entstehung der *Lettres*»; «V. Inspiration»; «VI. Die *Lettres* von 1728»; «VII. Epilog: Der alte Herr». Der Schlussteil des ersten Bands ist ausserhalb der mit römischen Zahlen nummerierten Kapitel angesiedelt. In ihm werden anhand von Textvergleichen (Nikolaus Ludwig von Zinzendorf; Jean-Jacques Rousseau) die Konturen von Muralts Werk geschärft. Die Entscheidung, dessen bisher wenig berücksichtigte theologische Ausrichtung bevorzugt darzustellen, ist zu begrüssen. Freilich kann man geteilter Meinung sein, ob die in der Publikation vorgenommene biografistische Harmonisierung zulässig ist oder aber in der Darstellung eher das Eingangsmotto von Conrad Ferdinand Meyers *Huttens letzten Tagen* «ich bin kein ausgeklügelt Buch, Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch» zur Anwendung kommen müsste (z. B. mit Blick auf die Reise des «alten Herrn» in Begleitung der Inspirierten Dorothea Allgöwer, die der Biograf begreiflicherweise kaum zu verorten weiss). Den ersten Band schliesst unter anderem ein Personenregister ab (S. 302 ist

«Fénélon» in «Fénelon» zu korrigieren), das um ein solches der Orte hätte ergänzt werden können.

Band 2 umfasst die sorgfältige Quellenedition (53 Nummern). Er enthält ebenfalls ein Personenregister, in dem, anders als im ersten Band, vom späteren Familiennamen der Protagonistinnen auf den Mädchennamen und vice versa verwiesen wird. Die Publikation genügt in der technischen Ausführung hohen ästhetischen Erwartungen. In ihrer Ausstattung spiegelt sie patrizisches Selbstbewusstsein wider, das sie an einem frühneuzeitlichen Beispiel farbenfroh dokumentiert.

Von Muralt distanzierte sich von den Vertretern theoretischer Gottesgelehrsamkeit: Die Studierstube war nicht seine Welt. In frühen Jahren stand er in einem solothurnischen Regiment im französischen Solddienst, heiratete standesgemäss (1699), wurde wegen seiner Aufmüpfigkeit und seiner Angriffe gegen Staat, Kirche und Pfarrerschaft von der Berner Obrigkeit ins Exil geschickt, führte ein unstetes Leben, bis er sich, von Schwager Albrecht finanziell gestützt, auf dem Anwesen Le Pontet im damals preussischen Colombier (NE) niederliess und dort, von Zeitgenossen in seiner Retraite besucht, mit der Familie bis zu seinem Ableben residierte.

Die biografischen Studien lenken unter anderem die Aufmerksamkeit auf die Thematisierung anthropologischer Komponenten im Werk des Eklektikers von Muralt, von dem man in der Regel keine klare Charakteristik der Geistesvermögen erwarten darf (z.B. Bd. 1, S. 63, zum schlichten gesunden Menschenverstand; Bd. 2, S. 285, die Synonymie von «Bon Sens», «Raison» und «Lumière naturelle»), umso mehr stillschweigend vorgenommene inhaltliche Modifikationen, die Anlass zu vorsichtigen entstehungsgeschichtlichen Überlegungen bilden (z.B. Bd. 1, S. 150, zum «Bel Esprit», im Zitat S. 267, Anm. 501 «raison rendue artificielle» genannt). Die drei Offenbarungsträger Bibel, Natur und Gewissen (z.B. Nachweis Bd. 1, S. 265, Anm. 486) waren bisweilen auch den protestantischen Orthodoxien vertraut. Bei von Muralt ist ihrer epistemologischen Gewichtung im Einzelnen nachzugehen, was in Dellspergers Studien zu weit geführt hätte.

Insbesondere der erstmals edierte *Traité des notions communes* (Bd. 2, Nr. 51, S. 270–309) regt zu philosophiehistorischer Kontextualisierung an, in die, ausser Descartes' metaphysischer Subjektphilosophie, John Locke, namentlich dessen *Versuch über den menschlichen Verstand*, einzubeziehen wäre. Im *Traité* stösst man auch auf den Topos der natürlichen Ur-Offenbarung (ebd., S. 283: «Nous sommes hommes avant que d'être crétiens»). Im *Traité* fällt übrigens die genauere inhaltliche Bestimmung des «Bon Sens» auf (ebd., S. 287–293), und es wird an Vorurteilen Kritik geübt (vgl. dazu auch Muralts verschollene Abhandlung, ebd., S. 285, Anm. 677). Wiederum an Locke (und an die Logomachie-Dissertationen des Baslers Samuel Werenfels) erinnert die Bedeutung der Sprachphilosophie in Muralts unfertigem *Traité*, dessen zweiter Teil

Notizen zur Einführung in das Spektrum des damaligen philosophischen Curriculums gleicht. Der Text liegt als Manuskript, mutmasslich von der Hand der Gattin von Muralts, vor. Was, wenn es sich dabei um die Kopie einer Nachschrift von Lektionen handeln würde, die der Berner Patrizier einst besucht hatte? So oder anders bleiben die neuesten Muraltstudien eine unentbehrliche Grundlage aller Fortsetzungen.

Hanspeter Marti, Engi

**Deplazes, Daniel; Haymoz, Nives; Garz, Jona T.; Hofmann, Michèle:
Der Junge.**

Zürich: Th. Gut, 2024. 160 S. ISBN 978-3-85717-301-1.

Der Junge ist der erste Roman des vierköpfigen Autorenteams. Das Buch ist 2024 erschienen und als Lektüre für den Geschichts- und Deutschunterricht konzipiert. Es richtet sich in erster Linie an Schüler und Schülerinnen der Sekundarstufen I und II.

Vor der Publikation des Romans haben die vier Autoren und Autorinnen bereits gemeinsam geforscht und mehrere Studien zur administrativen Versorgung und zur Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen veröffentlicht. Das hier vorliegende Buch stellt eine literarische Verarbeitung dieser Forschungsergebnisse dar und greift Lebensgeschichten und Schicksale auf, die den Autoren und Autorinnen in den Quellen begegnet sind. Ein Glossar und ein rund 30 Seiten umfassendes Nachwort ergänzen den Roman. Sie bieten den Lesenden eine Kontextualisierung zentraler Personen, Institutionen und Fachbegriffe.

Das Buch ist in vier Kapitel unterteilt, welche die Geschichte des 14-jährigen Werni aus Bern erzählen, der 1929 wegen «drohender Verwahrlosung» aus seiner Familie genommen und in einem Jungenheim im Zürcher Oberland fremdplatziert wird. Anschliessend wird er – obwohl er eigentlich Koch werden möchte – zu einem Bäckermeister nach St. Gallen in die Lehre gegeben. Der Roman endet im Jahr 1932, kurz vor Wernis Lehrabschluss, wobei sein weiteres Schicksal offenbleibt. Bei Werni handelt es sich nicht um eine reale historische Person, sondern um einen fiktiven Jugendlichen, dessen Biografie von verschiedenen Lebensgeschichten fremdplatzierter Kinder und Jugendlicher inspiriert ist.

Die Geschichte wird weitgehend chronologisch erzählt, wobei die Narration von vier verschiedenen Personen übernommen wird: der Fürsorgerin, die sich um Werni kümmert und seine Versorgung anordnet, der alleinerziehenden Mutter, die seiner Fremdplatzierung schweren Herzens zustimmt, dem Heimerzieher, der die Ausbildung Wernis im Heim überwacht, und dem Jugendsekretär, der Werni während seiner Lehrzeit begleiten soll.

Die Kapitel geben nicht nur Einblick in Wernis Schicksal, sondern auch in das Leben der Erzähler und Erzählerinnen, ihr privates Umfeld, ihre Wünsche und Motivationen. Zutage treten auch ihre inneren Zweifel und Interessenkonflikte, sowohl in Bezug auf das Schicksal Wernis wie auch auf ihren Beruf insgesamt. Besonders eindrücklich sind die in die Handlung eingewobenen Briefe und Gutachten, die eine wirkmächtige bürokratische «Parallelwelt» zur im Buch sich abspielenden Handlung schaffen.

Lediglich Werni selbst kommt im Roman kaum zu Wort. Es gibt nur wenige Zeilen Dialog, die von ihm stammen. Seine Sicht auf die Geschehnisse bleibt den Lesenden verborgen. Die Autoren und Autorinnen zeichnen so das Bild eines kaum greifbaren Jugendlichen, dessen Gedanken- und Gefühlswelt verborgen bleiben, während Erwachsene über seine Zukunft entscheiden. Dass die Autoren und Autorinnen Wernis Perspektive bewusst weglassen, ist eine Entscheidung, die gut durchdacht ist. Fremdplatzierte Kinder und Jugendliche, für welche die Figur Wernis im Roman stellvertretend steht, hatten nur äusserst selten die Chance, sich zu den behördlichen Eingriffen zu äussern. Eine Annäherung an ihre Gedanken und Gefühle muss daher spekulativ bleiben. Durch den Verzicht auf Wernis Perspektive gelingt es den Autoren und Autorinnen, die Geschichte mit der gebotenen Distanz und Sachlichkeit zu erzählen. Das offene Ende ist stimmig gewählt. Es vermeidet sowohl ein beschönigendes Happy End als auch eine düstere «Heimkarriere» des Protagonisten.

Positiv hervorzuheben ist die eindrückliche Gestaltung der vier erzählenden Figuren. Die Handlungs- und Sichtweisen der Charaktere werden prägnant und glaubwürdig beschrieben; ihre Erzählweise spiegelt den Zeitgeist der späten 1920er- und frühen 1930er-Jahre eindrücklich und für Schüler und Schülerinnen verständlich wider. Hier wäre allerdings eine stärkere charakterliche Nuancierung wünschenswert gewesen: Die vier Erzähler und Erzählerinnen handeln nach ähnlichen, sehr idealistischen Grundsätzen. Einzelne Nebencharaktere verhalten sich zwar integritätsverletzend, aber die Hauptfiguren sind als genuin um Wernis Zukunft bemühte Personen entworfen, die um ein altruistisches Handeln bestrebt sind. Nur implizit angesprochen werden dagegen zweckrationelle oder strafende Motive für die Fremdplatzierung. Diese Dimension behördlichen Handelns könnte in einer Schullektüre noch deutlicher thematisiert werden. Auf knapp 160 Seiten bleibt hierfür (zu) wenig Platz.

Auch tritt die Entwicklung der Charaktere gegenüber der historischen Kontextualisierung in den Hintergrund. Die Autoren und Autorinnen nehmen sich dagegen viel Zeit für die Beschreibungen der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Berner Arbeiterbevölkerung in der Zwischenkriegszeit. Die Rückblenden in die Kindheit Wernis und die Jugendzeit seiner Eltern geben so einen informativen Einblick in die Zeit und vermitteln den Lesenden einen plastischen Eindruck der Epoche.

Insgesamt ist *Der Junge* eine adressatengerechte, interessante Lektüre für die Sekundarstufen I und II. Der Roman regt durch seine historisch fundierte Handlung und die gekonnt gewählte Erzählweise zur Auseinandersetzung mit dem Thema Fremdplatzierung an und bietet so zahlreiche Anknüpfungspunkte für den Schulunterricht.

Sandra Rebecca Fleischmann, Basel

**Gemeinde Schwarzenburg (Hrsg.): 1000 Jahre Schwarzenburg.
Vom Markort im Wald zum Zentrum der Region.**

Schwarzenburg, 2025. 215 S. ISBN 978-3-033-11249-0.

Innerhalb von zwei Jahren recherchierten, schrieben, redigierten und gestalteten 35 Personen ein Buch zur Geschichte Schwarzenburgs. Der Gemeindepräsident und ausgebildete Archäologe Urs Rohrbach beteiligte sich als Mitherausgeber und steuerte Texte bei. Im Verlauf der Recherchen zeigte sich, dass die Urkunde, in der Schwarzenburg erstmals erwähnt wurde, in das Jahr 1030 und nicht 1025 zu datieren ist. Trotzdem wurde das 1000-jährige Bestehen des Ortes mit einem Fest und dem vorliegenden Band im Jahr 2025 gefeiert.

Andreas Fischer, Melanie Flückiger, Urs Rohrbach und Simon Schweizer bildeten die Redaktion und betreuten je ein Kapitel des Buches. Das erste Kapitel widmet sich dem Naturraum der Gemeinde am Übergang zwischen Mittelland und Voralpen. Die Flüsse Sense und Schwarzwasser prägen mit tiefen Einschnitten in den Untergrund die Landschaft. Klima, Wetter, Pflanzen, Tiere und Ortsnamen sind Themen dieses Kapitels. Eine Tabelle mit extremen Wetterereignissen seit dem Mittelalter oder Werbeplakate für Schwarzenburger Mineralwasser liefern interessante Einblicke in diesen Teil der Geschichte.

Im zweiten Kapitel geht es um Besiedlung, Herrschaft und Verwaltung. Eine Karte mit den archäologischen Fundstellen gibt einen Überblick über die früheste Besiedlung. Zwei Kapitel zur Urkunde von 1030 und zur Grasburg sowie eine chronologische Tabelle vertiefen die Geschichte im Mittelalter. Die Herrschaft Grasburg gehörte zum Territorium von Savoyen. 1423 verkaufte Savoyen den Städten Bern und Freiburg die Herrschaft, die sie gemeinsam als Amt Schwarzenburg verwalteten. Alle fünf Jahre wechselten bis 1798 der Vorsitz und der Landvogt. 1803 wurde das Amt dem Kanton Bern zugeteilt. 1860 schlossen sich die Einwohner- und die Burgergemeinde zusammen; 1969 organisierte sich die Gemeinde neu, indem die bisherigen vier Viertelsgemeinden und sieben Schulgemeinden zu einer Einheitsgemeinde zentralisiert wurden.

Das dritte Kapitel zu Wirtschaft und Gesellschaft behandelt einleitend den Verkehr. Bis zum Bau der Schwarzwasserbrücke 1882 und vor allem der Eisenbahnlinie von

Bern nach Schwarzenburg 1907 war die Gegend von vielen neuen Entwicklungen abgeschnitten und gehörte deshalb zu den ärmsten des Kantons Bern. Der Bau der Eisenbahn wertete Schwarzenburg als regionalen Markort und Wohnort in Pendeldistanz zur Stadt Bern auf. Die Landwirtschaft im Hügelland entwickelte sich weiter, und das Gewerbe profitierte ebenfalls von den besseren Verbindungen. Ein Unterkapitel befasst sich mit dem Kurzwellensender Schwarzenburg, der von 1939 bis 1998 Radiosendungen aus der Schweiz in die ganze Welt verbreitete.

Kapitel vier mit dem Titel «Mensch und Kultur» geht auf Sagen und Legenden, den Sport, den Chorgesang, die Instrumentalmusik, das Theater und verschiedene Zweige der Kunst ein. Zudem geben weitere Teile einen Überblick über die regionale Baukultur, das Schulwesen, die Bibliotheken und porträtieren ausgewählte Menschen und Originale Schwarzenburgs.

Zum Schluss machen sich vier Autorinnen und Autoren Gedanken zur Zukunft der Gemeinde. Der Anhang enthält eine Zusammenfassung auf Deutsch, Französisch und Englisch sowie Endnoten, Bibliografie, Bildnachweis und Porträts der Autorinnen und Autoren. Der grossformatige Band enthält viele hochwertige Bilder, die den Text illustrieren und das Buch visuell attraktiv machen. Die gute Gliederung und die schöne Gestaltung erleichtern es, gezielt einzelne Themen aufzufinden und sich schnell in den 215 Seiten zurechtzufinden. Auf wissenschaftlicher Basis haben die Beteiligten ein interessantes und gut lesbares Porträt von Schwarzenburg erarbeitet, das als Handbuch und Nachschlagewerk hoffentlich eine grosse Leserschaft finden wird.

Christian Lüthi, Bern

Rogger, Franziska: Anna Tumarkin (1875–1951). Das schicksalhafte Leben der ersten Professorin.

Bern: Stämpfli, 2025. 495 S. ISBN 978-3-7272-6187-9.

Anna Tumarkins Bedeutung als weltweit erste Professorin mit vollen akademischen Rechten an einer koedukativen Universität kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Trotzdem gab es bislang kaum Literatur über sie. Die Berner Historikerin Franziska Rogger hat sich nun der Aufgabe angenommen, die Biografie dieser aussergewöhnlichen Frau wissenschaftlich aufzuarbeiten, ins historische Umfeld einzufügen und in einem knapp 500-seitigen Buch zu publizieren.

Anna Tumarkin wurde 1875 in eine jüdisch-russische Familie hineingeboren. Als jüngstes von sechs Kindern besuchte sie das Mädchengymnasium in Chişinău, der heutigen Hauptstadt Moldawiens. 1892 reiste sie nach Bern, weil sie in einer Zeitung gelesen hatte, dass die Universität Bern auch Studentinnen aufnahm. Erst 17 Jahre alt, begann sie hier

das Studium der Philosophie und belegte weitere Fächer wie Geschichte, Germanistik und Pädagogik. Tumarkin konzentrierte sich ganz aufs Studium und liess sich weder durch revolutionäre Umtriebe der russischen Studierenden noch durch die frühe Frauenbewegung ablenken. Ermutigt durch ihre Professoren, reichte sie 1895 ihre Dissertation über die Beziehungen Herders zu Kant ein und wurde *summa cum laude* promoviert.

Dem Rat ihres Doktorvaters folgend, setzte Tumarkin ihr Studium als Gasthörerin in Berlin fort. Wie in Bern fand sie auch dort Professoren, die ihr ausserordentliches Talent erkannten und förderten, die Habilitation aber blieb ihr als Frau verwehrt. Tumarkin kehrte deshalb 1898 nach Bern zurück, wo ihr Vorhaben, zu habilitieren, ebenfalls auf Opposition stiess, weil sie im russischen Mädchengymnasium keinen Unterricht in Altgriechisch und Latein erhalten hatte. Ihre Förderer setzten sich jedoch an der Berner philosophischen Fakultät durch, sodass Tumarkin sich im Juni 1898 habilitieren konnte. Anschliessend nahm sie die Lehrtätigkeit an der Universität auf und schloss parallel dazu ihre Bildungslücken, indem sie die Maturität nachholte.

Tumarkin arbeitete vorerst als Privatdozentin für Literaturgeschichte und Ästhetik, wobei sie kaum Geld verdiente, da sie, wie für Privatdozierende üblich, lediglich die Kollegelder erhielt, welche die Studierenden für jede besuchte Veranstaltung bezahlten. Sie wurde deshalb weiterhin von ihrem Vater unterstützt. Mit einem Gesuch an den Regierungsrat des Kantons Bern erreichte sie Ende 1905, dass sie von nun an ein Dozenten-honorar von jährlich 580 Franken erhielt. Damit nahm Tumarkin automatisch Einsitz im Senat der Universität. Weltweit war sie die erste Frau in dieser Position an einer koedukativen Universität.

Im Juni 1906 beförderte der Regierungsrat Tumarkin zur Titularprofessorin, im Februar 1909 zur ausserordentlichen Professorin. Damit erhielt sie Sitz und Stimme im Leitungsgremium der Fakultät sowie das Recht, Dissertationen und Habilitationen abzunehmen. Trotzdem war es eine Enttäuschung, als sie 1909 nicht zur Nachfolgerin ihres Doktorvaters und somit zur ordentlichen Professorin gewählt wurde. Sie blieb deshalb in einer prekären finanziellen Situation, erst ab 1922 erhielt sie ein angemessenes Gehalt. Weil Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg Bessarabien annektierte und Tumarkin damit staatenlos wurde, liess sie sich in der Schweiz einbürgern.

Eine grosse Stärke der Publikation ist, dass Franziska Rogger die Biografie in das weitläufige Beziehungsnetz einbettet, in dem Tumarkin lebte, und sie zeigt auf, wie sich dieses im Lauf der Zeit veränderte. In den Text sind viele Kurzbiografien über Personen integriert, die mit Tumarkin einen mehr oder weniger intensiven Kontakt pflegten. Ab 1912 war die Wohngemeinschaft und tiefe Freundschaft mit der Berner Schulärztin Ida Hoff eine wichtige Konstante in Tumarkins Leben. Zuvor waren es neben vielen anderen vor allem der Mathematikprofessor Georg Sidler und seine Frau Hedwig gewesen,

die ihr die Integration in die Berner Gesellschaft und ins Universitätsleben erleichtert und ihren Bildungsgang wohlwollend begleitet hatten.

In der Publikation sind zudem zahlreiche Informationen zur Entwicklung der Universität Bern und des Frauenstudiums, zur Frauenbewegung, zur Situation der russischen Studierenden in Bern, zum Aufstieg des Nationalsozialismus und zur Judenverfolgung enthalten. Tumarkins Weg von der unpolitischen Wissenschaftlerin über ihr Engagement an der Saffa 1928 zur Frauenstimmrechtlerin wird akribisch nachgezeichnet sowie auch ihre Sorgen um die jüdischen Verwandten in Deutschland und Russland. Im Holocaust fand fast ihre ganze Verwandtschaft den Tod.

Anna Tumarkins Gesundheit verschlechterte sich um 1940, sodass sie 1943 krankheitsbedingt ihren Rücktritt als Professorin erklärte. Zwar kehrte sie im Wintersemester 1944/45 nochmals zurück, doch danach liess ihr Zustand keine Lehrtätigkeit mehr zu, 1951 starb sie 77-jährig im Pflegeheim Siloah in Gümligen. Ida Hoff, von der langjährigen, anspruchsvollen Pflege Tumarkins erschöpft, verstarb ein Jahr später. Ihre Urne wurde ins Grab ihrer Freundin auf dem Berner Bremgartenfriedhof gelegt.

Das Buch ist meist spannend und flüssig zu lesen. Gelegentlich verzettelt sich die Autorin etwas in Einzelheiten, die nur lose mit Tumarkins Leben verknüpft sind. Auch streut sie wiederholt wenig belegte, teils unwichtige Vermutungen ein, zum Beispiel, dass Tumarkin bei einem Vortrag, den sie 1904 in der Aula der soeben eröffneten Universität hielt, wohl kaum den «ultramodernen Projektionsapparat» benutzt habe. Es ist deshalb bei der Lektüre nicht immer einfach, den roten Faden im Auge zu behalten. Wer sich für Frauen- oder Wissenschaftsgeschichte interessiert, wird jedoch das detaillierte und umfangreiche Buch mit Vergnügen vom Anfang bis zum Schluss lesen.

Anna Bähler, Bern

Verein Haus der Religionen – Dialog der Kulturen (Hrsg.): Die Welt am Europaplatz. Geschichten aus dem Haus der Religionen – Dialog der Kulturen.

Bern: Stämpfli, 2024. 144 S. ISBN 978-3-7272-6180-0.

Sollberger, Raphael: Zentrum Europaplatz – Haus der Religionen. Zwischen Sakralbau und Investorenobjekt.

Bern: Verein Baukulturen Schweiz, 2024. (BauKulturErbe, Bd. 5) 92 S. ISBN 978-3-9525524-4-5, ISSN 2813-1681.

Nach jahrelangen Vorbereitungen und unermüdlichem Kampf immer am Rande des Scheiterns konnte das Haus der Religionen am 14. Dezember 2014 im Westen Berns

eröffnet werden. Es beherbergt Sakralräume von fünf Weltreligionen unter einem Dach: eine Dergâh der Alevitinnen und Aleviten, einen ökumenischen christlichen Kirchenraum, ein buddhistisches Zentrum, eine interkulturelle Moschee des Islam und einen tamilischen Hindu-Tempel. Ferner sind ohne eigene Räume die jüdische Gemeinschaft sowie die Glaubensgemeinschaften der Bahā'í und der Sikh am Dialog beteiligt. Als weltweit erste Institution dieser Art von Dialog über die Grenzen von Religionen, Sprachen und Kulturen hinweg und als Ort der Begegnung und des Austauschs stiess das Haus der Religionen auf immenses Interesse bei den Medien und beim Publikum. Das Projekt wurde enthusiastisch als «Wunderwerk», «Labor des friedlichen Zusammenlebens» und «Wohngemeinschaft der Götter» bezeichnet.

Aus Anlass des zehnjährigen Jubiläums hat der Verein Haus der Religionen – Dialog der Kulturen einen grossformatigen, schön gestalteten Band mit elf «Hauptgeschichten» und vielen farbigen Abbildungen herausgegeben. Die Kapitel betreffen unter anderem die Architektur, religiöse Rituale, das Essen, die Rolle der Frauen und die Organisation. Auch die Konflikte werden angesprochen, die ganz alltäglich sein können, wie die Lautstärke von Festivitäten oder die sich im ganzen Haus verbreitenden Gerüche spezifischer Mahlzeiten. Neben dem Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen im Innern führte auch der gigantische Erfolg des Projekts von aussen zu Problemen, etwa die überbordende Zahl von Führungen und spontanen Besuchen.

In die geschichtlichen Abschnitte, denen sich jeweils eine «Reflexion» einer Fachperson und ein das Thema ergänzendes oder ausweitendes «Apropos» anschliessen, sind insgesamt 28 «Stimmen» eingestreut – kurze Texte, in denen sich die abgebildeten Vertreterinnen und Vertreter der Glaubensgemeinschaften, aus dem Quartier und von Verwaltung, Kirche und Universität persönlich zum Projekt äussern. Schliesslich werden auf separaten Seiten beeindruckende Zahlen und die wichtigsten Ereignisse von 1998 bis 2024 zusammengestellt. Schlusswort, Dank und wenige Literaturhinweise beschliessen das Buch.

Das Haus der Religionen ist Teil eines grösseren Gebäudekomplexes am Europaplatz, der von der Stiftung Europaplatz – Haus der Religionen getragen wird. Der handliche Architekturführer von Raphael Sollberger, erschienen als 5. Band der bewährten Reihe *BauKulturErbe*, befasst sich schwerpunktmässig mit dem Haus der Religionen, geht aber auch auf die anderen Teile des Zentrums Europaplatz ein, wie die Wohnungen, das Einkaufszentrum sowie den Büro- und Dienstleistungsbereich. Nach einer ausführlichen Entstehungsgeschichte werden die Sakralräume, der Dialogbereich, die gemeinsam genutzten Räume und das vegetarische, ayurvedische und koschere Restaurant Vanakam mit Texten, Grundrissen und Farbfotos dargestellt. Eingeschoben werden ein Vergleich mit dem 2008 gegründeten Haus der Religionen in Hannover und

die Beschreibung des 2014 zeitgleich mit dem Berner Haus eingeweihten Europaplatzes, der vom Unort zum urbanen Raum für vielfache Nutzungen umgestaltet worden war.

Da das Haus der Religionen nur 17 Prozent der Gesamtfläche belegt, stellt sich für Sollberger abschliessend die Frage, ob das Zentrum Europaplatz ein «Sakralbau mit Mantelnutzung» oder ein «Investorenobjekt mit Sakralräumen» sei. Er kommt zum Schluss, dass es eigentlich beides ist, weil hier «Spiritualität und konfessionelle Toleranz wie nirgendwo sonst in der Schweiz mit den Gesetzen des profitorientierten Bauwesens, der neoliberalen Marktwirtschaft und den Bedürfnissen der Konsumgesellschaft des 21. Jahrhunderts» verschmelzen (S. 79). Damit sind alle Götter friedlich vereint.

Emil Erne, Bern